

## INTRO: DER SOUND UNSERER JUGEND

„I am telling myself the story of my life.“  
(*Prefab Sprout, I Trawl the Megahertz*)

„Who'll be my role model?“  
(*Paul Simon, You Can Call Me Al*)

„I want to know more things about the people  
whose music has soundtracked my life.“  
(*Jude Rodgers, The Sound of Being Human*)

Bei Pop geht es um mehr als nur um Musik. Es geht um Lebensgefühl. Und um Empfindungen. Um Dinge, die man nicht in Worte fassen kann und denen nur Musik angemessen Ausdruck verleiht. Und es geht um Einstellungen zu allem Möglichen — vor allem aber um Haltung zum Leben an sich. Natürlich sind dabei auch Trends und Moden wichtig. Aber Musik, gute Songs und ihr spezieller Sound sind mehr, denn Musik ist ein Gefühlsspeicher. Musik ist ein Resonanzraum für Dinge, die man mit Worten nicht ausdrücken kann. Vor allem nicht im Alter

von 15, 16 oder auch 20 Jahren. Musik geht durch Mark und Bein. Und trifft manchmal ins Herz. Ein guter Popsong, vielleicht sogar ein ganzes Album konnte einen monatelang begleiten. Die Stars, die diese Musik gemacht und gesungen haben, waren Vorbilder, *Role Models*, Leidensgenossen oder auch Türöffner, machmal sogar so etwas wie heimliche Verbündete.

Eine Freundin sagte einmal zu mir: Ohne Musik hätte ich meine Pubertätsjahre nicht überlebt. Und das meinte sie wörtlicher, als ich im ersten Augenblick annahm.

Musik ist der Soundtrack des Lebens, und wenn man jung ist, ist man besonders empfänglich dafür. Mit der Musik ist es ähnlich wie mit dem Geruch: Melodien und Harmonien verankern sich tiefer in unserer Seele als schöne Bilder oder das, was man erzählt bekommt oder liest. Sie verbinden sich stärker mit Empfindungen als alles andere. Das ist faszinierend — und einer der Gründe für dieses Buch.

Musik ist auch eine Türe, die in unsere Vergangenheit führt. Denn Songs haben eine ähnliche Funktion wie Tagebücher: Sie sind eng verknüpft mit unseren Erinnerungen, wie die britische Musik-Journalistin Jude Rodgers in der *Sunday Times* in einem Brief an die Pop-Legende Paul McCartney zu dessen 80. Geburtstag schrieb. Mehr noch: Popsongs sind manchmal regelrecht „Bausteine unserer Identität“, wie die Neurowissenschaftlerin Nina Kraus meint.

Ich bin kein Musikjournalist. Ich bin Musikfan. Wie viele meiner Freunde. Wobei sich die Musikgeschmäcker natürlich unterscheiden. Deswegen ist die Auswahl der behandelten Bands und Künstler in diesem Buch völlig subjektiv. Trotzdem glaube ich, dass sich die Faszination und die Bedeutung von Pop- und Rockmusik für diejenigen, die in den späten 70er und den 80er Jahren jung waren und für die Popmusik wichtig war, sich stark ähneln. Ich gestehe, dass ich Abende lang alte Musikvideos auf Youtube anschauen kann, dass ich gelegentlich TV-Auftritte von

Stars meiner Jugend in britischen oder US-amerikanischen TV-Shows anklicke und gerne Mitschnitte von Konzerten ausfindig mache. Vielleicht sogar von genau jenen Konzerten, in denen ich selbst als 16-, 17- oder 18-Jähriger war — völlig mitgerissen von der überwältigenden Lautstärke, den Bässen im Bauch und von Lightshows, die jedes Jahr eindrucksvoller wurden.

Genau diesem Lebensgefühl möchte ich in diesem Buch nachspüren und ein paar Hintergründe über die Entstehungsgeschichte der Songs erzählen, die mir und meinen Freunden damals viel bedeutet haben. Allein schon deshalb, weil sie viel mit meiner eigenen Biografie zu tun haben.

Kurios ist, dass wir damals nur zu oft die Texte unserer Lieblings-Songs gar nicht richtig verstanden haben, geschweige denn die vielen Anspielungen, die sie enthalten. (Jedenfalls galt das für mich und nicht wenige Freunde, die ich gefragt habe). Manchmal verstanden wir nur einzelne Worte. Oft war uns der Text auch egal und wir hielten uns an den Titel des Songs, der so genial zur Musik passte — und etwas in uns zum Klingen brachte.

Ähnliches gilt für den Kontext der Entstehung vieler Platten. Dass „Go Your Own Way“ von *Fleetwood Mac* zum Beispiel ein energiegeladenes Stück Pop war, mit einer irgendwie zornigen Gitarre des Sängers und Gitarristen Lindsay Buckingham, vorgetragen mit einer sich manchmal überschlagenen Stimme, die immer wieder vom Chorgesang der Gruppe eingefangen wurde: ja, das hörte man. Und das war Teil des *thrills* dieses Songs, Teil seiner Bedeutung, die er damals für mich hatte. Aber dass er ein hartes Trennungslied von seiner Partnerin Stevie Nicks war — das wusste ich damals jedenfalls nicht. Auch wenn mir der Song in einer ähnlichen Lebenslage Kraft gegeben hat. Noch viele Jahre später merkte man Stevie Nicks die Kränkung an, als sie von diesem Song als einer „Gemeinheit“ sprach. Eine Gemeinheit, die ein Millionen-Seller wurde und die sie selbst mit Buckingham zusammen viele tausend Mal auf der Bühne sang.

Auch, dass „Shock The Monkey“ von *Peter Gabriel* ein Song über Eifersucht ist, wusste ich anfangs nicht. Oder dass es *The Style Council* von Paul Weller mehr um Politik als um Mode ging. Es war ja auch reichlich schwierig, an Infos zu kommen, damals, in den 70ern und 80ern. Es gab kein *World Wide Web*, kein *Wikipedia*, kein *Spotify*. Jugendzeitschriften wie *Bravo* konnte man nicht wirklich ernst nehmen. Vor allem gab es kein *Youtube*.

Überhaupt die Technik: Die Dekade 1978 bis 1988 umfasste jene Jahre, in denen sich die Musikindustrie in andere Sphären katapultierte. Es ist atemberaubend, heute im Netz Dokumentationen und Interviews mit Zeitzeugen anzusehen, die darüber berichten, wie die Digitalisierung Einzug in die Tonstudios hielt und was es bewirkte, dass man nicht nur 16 oder 24 Tonspuren zur Verfügung hatte, sondern auch eingespeicherte Töne nach Belieben manipulieren und benutzen konnte. Es ist beinahe herzerwärmend zu hören, wie zum Beispiel die Bandmitglieder von *Depeche Mode* davon erzählen, dass sie bis zu ihrem kommerziellen Durchbruch mit Vorortszügen und der Londoner U-Bahn zu Auftritten gefahren sind, jedes Bandmitglied mit einem der frühen Keyboards unterm Arm. Ein Auto? Konnten sich die Jungs aus der hässlichen Retortenstadt Basildon, 42 Kilometer östlich von London, nicht leisten.

Wir Babyboomer waren Zeitzeugen der rasanten technologischen Revolution jener Jahre, die nicht nur auf die Qualität unserer Musik enorme Auswirkungen hatte, sondern vor allem auf die kreativen Möglichkeiten unserer Stars: der Künstler und ihrer Produzenten. *Peter Gabriel* erfand nicht nur den Weltmusik-Pop mit und war einer der Pioniere digitaler Aufnahmetechniken. Er vertrieb eine Zeitlang selbst den ersten wirklich funktionierenden digitalen Synthesizer mit Sampling-Technik, den *Fairlight CMI* in England.

Die späten 70er und frühen 1980er Jahre waren popgeschichtlich mindestens so einschneidend und stilverändernd wie die Wende der 1950er Jahre zu den Sechzigern, als die

Beatles, Kinks und Rolling Stones auftauchten. Eben waren *Pink Floyd* noch Helden von rückwärts abgespielten Tonbändern und anderer Progressive-Rock-Kunststücke — und hielten mit „The Dark Side Of The Moon“, „Wish You Were Here“ und „Animals“ die Popkultur weltweit in Atem. Dann gab es auf einmal *The Police*, *Talking Heads*, *Ultravox* und die vielen anderen Bands, die einen völlig neuen Sound prägten wie *Depeche Mode*, *Duran Duran*, *Spandau Ballet*, *Tears for Fears*, *U2*, *Simple Minds*, *Thompson Twins*, *The Style Council*, *New Order* oder *Sade*.

Der Drummer von Pink Floyd, Nick Mason, brachte es in seinem Buch „Inside Out“ auf den Punkt: Durch die Punk-Bewegung fand sich die Band „plötzlich am falschen Ende der Kulturrevolution wieder — so wie wir in den Tagen des Underground 1966 und 1967 genau am richtigen Ende gestanden hatten“. Schön gesagt.

Für jemanden wie mich, der Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre das Universum des Pop und Rock für sich entdeckte, waren Vinylschallplatten und Audio-Kassetten sowie eine vernünftige Stereoanlage richtig wichtig. Und natürlich ziemlich bald der Sony-Walkman. Er war das, was heute Spotify ist. Die kleine Kiste versetzte uns in die Lage, den Sound, der unser Lebensgefühl damals ausdrückte, in der Tasche mitzunehmen: aufs Fahrrad, in die U-Bahn, in die Straßenbahn. Überhaupt Musikkassetten: Wir konnten Schallplatten ohne spürbaren Qualitätsverlust kopieren, was unseren musikalischen Horizont enorm erweitert und für hohe Umlauf-Geschwindigkeit bei der Verbreitung neuer Trends gesorgt hat. Kassetten haben es auch möglich gemacht, eigene Playlists zusammenzustellen. Für den Eigengebrauch, um sie Freunden in die Hand zu drücken — oder einem Mädchen, das man anhimmelte. (Solche selbst zusammengestellten *compilations* waren allerdings überwiegend ein Ding von Jungs. Der englische Schriftsteller Nick Hornby hat darüber sogar einen Roman geschrieben: „High Fidelity“.)

Das Radio spielte natürlich eine enorme Rolle. Und

dann kam MTV hinzu, ebenfalls ein *Game Changer*, obwohl es damals auch nur analoges Fernsehen war. MTV hat den Sound bebildert, für Farben und Ästhetik gesorgt und mit den Gesichtern unserer Stars verknüpft. Und zwar auch bei jenen Sängern und Gruppen, die man nicht in der „Hitparade“ sehen konnte — denn wer von uns konnte die britischen „Top of the Pops“ verfolgen? Durch Musikvideos waren unsere Stars plötzlich nicht mehr nur Stimmen vom Plattenspieler oder Fotos auf Plattencovern, sondern lebendige Figuren, deren Mimik und Gestik, Kleidung und Stil ähnlich wichtig wurden wie die Musik, die sie machten.

Die 80er Jahre waren wie die Zeit nach dem Urknall: Die Pop- und Rockmusik galoppierte der Zukunft entgegen. *Donald Fagen* — der mit der leicht nörgelnden Stimme — brachte im Oktober 1982 sein legendäres Album „The Nightfly“ auf den Markt, das makellos klang und den Pop nicht nur verdammt cool, sondern auch jazzig machte. Es war mit modernster Digitaltechnik produziert worden, wie viele trendige Alben jener Jahre. 1983 war „The Nightfly“ der Soundtrack eines Traumsommers. Pink Floyd, die legendären Trendsetter des innovativen Pop, machten ihre ersten Versuche mit digitalen Aufnahmen dagegen erst 1986 für „A Momentary Lapse Of Reason“.

1982/83 war Peter Gabriel auf Welttournee: Mit einer der ersten Shows, die mit Digitaltechnik gesteuert wurden — Gabriel musste sich kein Mikro mehr vor den Mund halten, sondern hatte ein Bügelmikro vor dem Mund. Niemand stolperte auf der Bühne über Kabelberge. Der Sound war knackig, seine Stimme war klar und überwältigend, die Mischung aus Synthesizer-Bässen und den Riffs seines Bassisten Tony Levin gingen direkt in den Bauch. Auch seine Bühnenshow, die noch nichts mit dem Stadion-Rock-Brimborium späterer Jahre zu tun hatte, war sensationell — inklusive *Stage Diving* (und ja: ich gehörte damals zu jenen Fans im Münchner Circus-Krone-Bau am Abend des 6. Oktober 1983, die ihn sozusagen kurz auf Händen trugen). Man kann den Sound dieser Tournee noch heute

hören: auf dem Live-Doppelalbum „Plays Live“ von 1983, einem Meilenstein der Pop-Musik jener Jahre. Die Aufnahmen klingen, als sei Gabriel erst gestern von der Bühne gestiegen. Zwischen dieser Solo-Tour und seinen letzten Auftritten als Sänger von Genesis liegen gerade einmal sieben Jahre.

Das alles: Musik als Ausdruck eines Lebensgefühls, als Tor zu den eigenen Emotionen, als unabsichtliches Therapeutikum; Textzeilen, die ins eigene Leben hinein- und aus den persönlichen Erinnerungen herausragen wie die Präsidentenköpfe am Mount Rushmore, auf denen Cary Grant in Hitchcocks „North By Northwest“ herumgekraxelt ist — das alles ist Thema dieses Buches. Warum wurden unsere Stars genau das: Leitsterne unserer frühen Biografien? Wovon haben sie eigentlich wirklich gesungen? Und: Wie passt das alles zu unseren Erinnerungen, die in Songs eingebettet sind wie Perlen in Austern? Nun: Wir werden sehen ...

Ein echter Höhepunkt jener Jahre war das *Live Aid Concert* im Hochsommer 1985: ein weltumspannendes Ereignis, große Teile davon wurden sogar im deutschen Fernsehen und auch im Radio live übertragen. *Phil Collins* flog nach seinem Auftritt im Wembley Stadium mit der Concorde in die USA und trat dank Zeitverschiebung und Überschall-Geschwindigkeit in Echtzeit dort gleich noch einmal auf. *A-ha* tauchten im selben Jahr scheinbar aus dem Nichts auf, spielten „Take On Me“ und verfilmten ihren Hit in einem der zehn besten Musik-Clips, die je gedreht wurden. *Kate Bush* meldete sich mit „Running Up That Hill“ zurück und *Sting* zeigte in seinem Film „Bring On The Night“, wie er zusammen mit Jazz-Musikern *The Police* hinter sich ließ. *Level-42*-Fans wussten da schon lange, dass Jazz richtig rocken kann und verdammt viel Spaß macht.

Während einige Gruppen Richtung Stadion-Rock abbogen, tauchten immer neue, innovative Bands auf. Manche Künstler gingen auch den entgegengesetzten Weg, raus aus dem Scheinwerferlicht, wie Mark Hollis mit *Talk*

## DER SOUND UNSERER JUGEND

*Talk* oder Paddy McAloon mit *Prefab Sprout*. 1988 löste Mark Knopfler die *Dire Straits* auf. Man könnte auch sagen: 1988 begannen die 90er Jahre. Zumindest musikalisch. Bands wie *New Order*, aber auch der innovative, tech-affine Teil der „Italo Disco“-Bewegung hatten den Weg zur „House Music“ geebnet. Gleichzeitig entdeckten die Kids den Sound der Beatles für sich und gründeten Bands, die die Tradition der Beat-Musik neu interpretierten: Im Jahr 1988 gründete Damon Albarn die Band *Blur*. 1991 folgte *Oasis*.

Das Ende dieses Buches ist der Anfang einer anderen Story: Oh ja, die 1990er Jahre waren auch toll. Jedenfalls für alle, die sich für Pop (und Zeitgeschichte) interessieren.

Allerdings: Die 90er sind der *Soundtrack* einer anderen Generation.